

Einfluss lombardischer Bauhütten im Berner Oberland am Beispiel der früh- und hochmittelalterlichen Kirchenruine von Ringgenberg-Goldswil

Volker Herrmann

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht die mittelalterliche Kirchenruine von Ringgenberg-Goldswil im Berner Oberland. Insbesondere der ursprünglich freistehende Glockenturm der Anlage, ein nach oberitalienischen Vorbildern errichteter Campanile wohl aus dem späten 11. Jahrhundert, weckt das Interesse der bauarchäologischen Forschung (Abb. 1). Seine reiche Bauzier hebt ihn deutlich vom übrigen mittelalterlichen Baubestand im Berner Kantonsgebiet ab. In der Region finden sich zwar auffallend viele frühe Kirchenbauten, die Einflüsse italienisch beeinflusster hochromanischer Baukunst zeigen, doch ist dem Campanile von Goldswil in weitem Umkreis kein annähernd vergleichbar reich ornamentierter und mit Schallöffnungen ausgestatteter Turm zur Seite zu stellen. Im Rahmen des Tagungsthemas wird insbesondere der Frage nachgegangen, inwieweit sich am erhaltenen Baubestand der Kirchenruine Goldswil und an weiteren Kirchenbauten der Region frühe Globalisierungsprozesse im mittelalterlichen Bauhandwerk widerspiegeln könnten. In diesem Fall ist es die Vermittlung einer Bauidee und einer Baumode nach oberitalienischem Vorbild, die an vielen Orten Mitteleuropas nahezu zeitgleich „en vogue“ wurde und vor allem durch überregional und grenzüberschreitend operierende Bauhütten und Wanderhandwerker Verbreitung fand. Förderung erfuhr der überregionale Austausch sowohl durch die geistlichen Orden – hier im Grenzraum zu Burgund sind es vor allem die Priorate des Cluniazenserordens – als auch durch den mit dem Heiligen Römischen Reich verbundenen Adel.¹ Der unter dem Begriff der lombardischen Baukunst summarisch zusammengefasste romanische Dekorationsstil im Kirchen- und im adeligen Repräsentationsbau ist in den Jahrhunderten zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert nicht nur im alpinen und voralpinen Raum Norditaliens, der Schweiz, des Burgund und

¹ Spätestens seit 1033, als das Königreich (Hoch-) Burgund vollständig in das Heilige Römische Reich integriert war, ist neben direkten Einflüssen aus Oberitalien auch eine indirekte Vermittlung über das Rheingebiet und das Elsass denkbar. Dieser Einflussweg zeichnet sich insbesondere an Cluniazenserbauten ab, wie den Kirchen von Payerne (Meier 1996, 165–209), Romainmôtier (Meier 1996, 157–164) und Rüeggisberg (Deuchler 1991; Eggenberger 2000, 118f.; Eggenberger 2003b, 355–358).

Abb. 1: Kirchenruine Goldswil nach der Sanierung 2016, Blick nach Osten.



Kataloniens verbreitet, sondern findet auch eine sehr große Zahl an teils wegweisenden Bauten in Süd-, West-, Mittel- und Ostdeutschland. Der Begriff „Lombardische Baukunst“ wird in der Forschung nicht stringent verwendet und findet in der Literatur gleichbedeutend Anwendung für die geographische Verortung des Ursprungsraums der Baumode als auch für die stilistische Einordnung prägender Bauformen wie den Blendbögen und Lisenengliederungen, aber auch den nicht gestuften, dreiapsidialen Chorabschlüssen. Die Unschärfe des Begriffs ist dem Verfasser wohl bewusst, kann aber im Rahmen dieses Beitrags nicht erschöpfend diskutiert werden. Beide Aspekte werden in die folgenden Überlegungen einbezogen. Da die Einflüsse vielfältig sind und die Entstehungsgeschichte der Bau- und Zierformen vielschichtig ist, sollte besser nicht von „Lombardischer Baukunst“, sondern von einem seit dem 11./12. Jahrhundert überall in Europa verbreiteten spätromanischen Dekorationsstil gesprochen werden.

Die Kirchenruine mit ihrem Kirchturm oberhalb von Briener- und Thunersee ist von weitem über das Bödéli hinweg als markante Landmarke zu sehen. Es stellt sich die Frage, ob seine Erbauer über den funktionalen Zweck eines Glockenturms für eine Pfarrkirche hinaus ein Zeichen setzen und eine programmatische Aussage treffen wollten. Am Ende dieses Beitrags soll deshalb verschiedenen Aspekten zur historischen Einordnung der Kirchengründung in der Region und in ihrem herrschaftsgeschichtlichen Umfeld nachgegangen werden, die sich bislang anhand der vorliegenden Schriftquellen und archäologischen Belege nur schwer fassen lassen. Insbesondere die solitäre Stellung des Campanile in der Region wirft Fragen auf, die auf die Bedeutung der Alpenübergänge des Berner Oberlandes während des Mittelalters abzielen.

Historische Hintergründe zur Kirche von Goldswil

Bis zum 13. Jahrhundert schweigen die Quellen zur Kirche auf dem Goldswiler Kirchhubel. Erst 1240 erfahren wir, dass Cuno von Brienz-Ringgenberg seine Patronats- und Vogteirechte zu Goldswil an das Augustiner-Chorherrenstift im benachbarten Interlaken gegeben hat. Das Adelsgeschlecht hatte zu dieser Zeit großen Einfluss auf dem Bödéli und am Brienersee und kontrollierte über die durch das Reich verliehenen Geleitrechte die Passrouten um Meiringen. Im frühen und hohen Mittelalter galt das Gebiet zwischen Meiringen und dem Bödéli als altes Reichsland. Als reichsfrei taucht das Oberhasli, wie der Raum bis heute genannt wird, allerdings erst im 13. Jahrhundert auf und behielt diesen Status bis 1798, jedoch ab 1334 als Pfand im Besitz der Stadt Bern.² Dass dies mit den günstigen Alppassagen von Brünig- und Grimselpass und dem direkten Zugang nach Oberitalien mit Mailand als Zentrum in Zusammenhang steht, kann derzeit nur vermutet werden (Farbtafel 1,1).³ Da wir vor dem 13. Jahrhundert nur schemenhafte Kenntnis von den Adelsstrukturen in der Region haben, wissen wir letztlich nicht, wer die Kirchengründung und später den Bau des Campanile in Auftrag gegeben hat. Ein dem Reich nahestehendes Adelsgeschlecht ist am ehesten anzunehmen.⁴ Im frühen 13. Jahrhundert waren die Herren von Ringgenberg, eine Nebenlinie der Vögte von Brienz, im Besitz der Patronatsrechte.⁵ Damals galt die Aare noch als Grenze zwischen dem Königreich Burgund und dem vor allem durch Alemannen aufgesiedelten fränkisch-deutschen Reichsgebiet.⁶ Gleichzeitig grenzen an der Aare zwei Bistümer aneinander. Das Gebiet nördlich und östlich des Flusslaufs, also auch Goldswil, unterstand dem Konstanzer Bischof; südlich der Aare bis an den Bielersee erstreckte sich das Bistum Lausanne.⁷ Hierzu gehörte auch das einzige bedeutende Kloster im Oberland, das um 1130 gegründet und unter dem Schutz des Reichs stehende Augustiner-Chorherrenstift in Interlaken.⁸

Durch die Übertragung der Patronatsrechte und des Kirchensatzes von den Freiherren von Ringgenberg an das Stift in Interlaken gelangte die Kirche von Goldswil 1240 unter die Verwaltung der Stiftsherren. Fortan bis 1528, dem Zeitpunkt der Reformation im Staat Bern, lasen dort

2 Brülisauer 2010.

3 Siehe dazu Anm. 1. Brülisauer 1981; Andres 2016, 42–50; Widmer a; Widmer b.

4 Für den Oberen Aareraum ist bereits in karolingischer Zeit mit Eigenkirchen des ortsansässigen Adels zu rechnen. Die Bistümer hatten hingegen bei den Kirchengründungen vermutlich bis in das Hochmittelalter hinein kaum Bedeutung (Stettler 1964, 109).

5 Dubler 2010.

6 Mit der Krönung Kaiser Konrads II. zum König von Burgund in Payerne 1033 war das ehemalige Königreich von (Hoch-)Burgund, zu dem das Gebiet bis zur Aare gehörte, endgültig in das Heilige Römische Reich integriert worden. Die Anfänge der engen Anbindung Hochburgunds reichen aber sicher bis weit in das 10. Jahrhundert zurück. Darauf deuten insbesondere enge verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Ottonen und burgundischem Königshaus hin (Stettler 1964, 152–154).

7 Stettler 1964, 104–110; Vischer/Schenker/Dellsperger 1994, 36.

8 Baeriswyl 2014. Der Stiftsbesitz streut aber bereits kurz nach Gründung des Klosters über die Bistumsgrenze hinweg. Das ebenfalls wichtige Kloster Amsoldingen liegt westlich benachbart zum Oberland.

Chorherren als Leutpriester die Messe. Die anschließend von Bern eingesetzten reformierten Pfarrer wohnten wie ihre katholischen Vorgänger im Pfarrhaus auf dem Goldswiler Kirchhubel. Erst 1564 wurde am Hügelfuß ein neues Pfarrhaus gebaut. 1660/61 war die neue Kirche in der ehemaligen Burg der Herren von Ringgenberg fertiggestellt. Der Gottesdienst findet seitdem dort in Ringgenberg statt. Die Goldswiler Kirche war in der Folgezeit dem Verfall preisgegeben. Bis heute bestehen geblieben ist vor Ort der Friedhof für die Einwohner der Gemeinde Goldswil. Im Mittelalter gehörten zur Pfarrgemeinde Goldswil auch die benachbarten Gemeinden von Beatenberg-Waldegg, Habkern, (Nieder-)Ried, Ringgenberg und Unterseen, in denen noch keine eigenen Pfarrkirchen, teils aber Kapellen bestanden.

Vor mehr als 70 Jahren war die Kirchenruine von Goldswil erstmals umfassend saniert worden. Seit der Aufgabe im 17. Jahrhundert war sie zur Ruine verfallen und musste nun von Schutt, Erdreich und dichtem Bewuchs befreit werden. Angesichts des desaströsen Zustands wurden das Kirchenschiff, der Westannex, der Chorbereich und die Sakristei in den 1940er Jahren weitgehend neu aufgemauert. Nur der Turm war fünf Geschosse hoch erhalten geblieben. Darüber bestanden damals noch die Giebelwände von einem jüngeren Satteldach, das der Turm im Lauf des Mittelalters anstelle des obersten Schallgeschosses erhalten hatte (Abb. 3). Da die Statik im oberen Turmabschnitt nicht mehr gegeben war, musste das darunter gelegene Schallgeschoss abgebaut und neu aufgesetzt werden. Giebelwände und Dach wurden damals nicht wieder hergestellt. Bei den Bauarbeiten wurden große Mengen an Zementmörtel und Beton verwendet, die in den folgenden Jahrzehnten durch Versalzung des Mauerwerks großen Schaden verursacht haben. Die damals parallel zu den Baumaßnahmen durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen am romanischen Bestand haben wichtige Aufschlüsse zur ursprünglichen Gestalt des Campanile geliefert. Demnach besaß der Turm ein weiteres, sechstes Geschoss mit vier Schallöffnungen. Darüber ist ein Pyramidendach, vermutlich mit heimischer Steindeckung, anzunehmen (Abb. 2). Überraschend ist die Gestaltung der oberen zwei Schallgeschosse auf der Ostseite. Hier war jeweils ein aus Tuffstein gearbeiteter Atlant als Pfeiler der Schallarkade eingebaut (Abb. 4 und 5). Während die untere Figur noch in situ angetroffen wurde, konnte die zweite, etwas größere Skulptur neben Säulenresten und Kapitellen in den Giebelwänden des jüngeren Satteldachs gefunden werden. Bei den Voruntersuchungen im

Die Sanierung 1940–45

◁ Abb. 2: Rekonstruktion des Glockenturms in seinem romanischen Bestand.

▽ Abb. 3: Glockenturm der Kirchenruine Goldswil mit den Resten des Satteldachs. Aufnahme 1942 vor der Sanierung.





Abb. 4: Romanische Skulptur, verwendet als Atlant in der erhaltenen obersten Schallöffnung auf der Ostseite des Glockenturms vor der Sanierung 2015.

▷ Abb. 5: Romanische Skulptur des ehemaligen obersten Schallgeschosses des Turms. Aufnahme 1944 nach der Bergung aus der Giebelwand des jüngeren Satteldachs.



Abb. 6: Frühmittelalterliches Steinplattengrab an der Südseite des romanischen Chors während der Freilegungsarbeiten im Chor 2016.

Kircheninneren fanden sich Reste von zwei Steinplattengräbern, die in die Zeit vor dem Bau der ersten Kirche weisen (Abb. 6).

Die Sanierungen und baubegleitenden Untersuchungen 2015/16

Die aktuellen Forschungen zur Kirchenruine von Goldswil standen in engem Zusammenhang mit dringend notwendigen Sanierungsarbeiten am Turm und an den Mauern des ehemaligen Kirchengebäudes. 2015 wurde zunächst der Turm eingehend analysiert und nachfolgend instandgesetzt. Um den weiteren Verfall des wertvollen Baubestands im rauen Klima des Oberlands zu stoppen, bekam er zum Schutz ein flaches, pyramidenförmiges Blechdach. Außerdem wurden sämtliche Fugen in historischer Pietra-rasa-Technik bündig gefüllt. In zwei Bereichen wurde, wie im Befund nachgewiesen, der historische Kellenstrich rekonstruiert. Im unteren erhaltenen Schallgeschoss zog man eine neue Glocke auf.

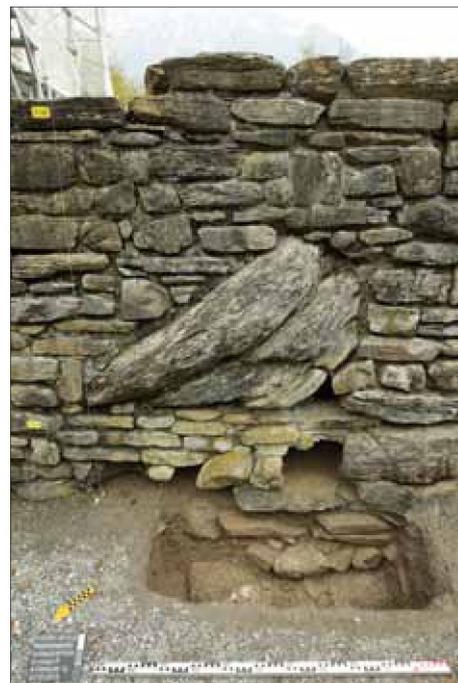
Bauentwicklung der Pfarrkirche Goldswil

Zunächst soll die Baugeschichte der Kirchenanlage anhand der archäologischen Untersuchungen kurz skizziert werden. Die ehemals markante Topographie des Hügels war im Lauf der Nutzung durch Terrassierungen und Aufschüttungen sowie durch die Überarbeitungen der im Bereich



der Kirche gelegenen Felskuppe stark überprägt worden. Lediglich eine Felsnase im Bereich der nördlichen Außenwand der Kirche ragt als letzter sichtbarer Rest der Felsformation aus Wand und Boden heraus (Abb. 8). Zu rekonstruieren ist eine rund 18 m lange und nur wenige Meter breite, nach Süden geneigte Felsrippe, die zu allen Seiten hin rasch abfiel. Älteste Befunde sind zwei Steinplattengräber, die im südlichen Chorraum beziehungsweise im Südteil des Westannexes bereits in den 1940er Jahren freigelegt worden waren (Abb. 6). Sie deuten auf einen kleinen heidnischen oder synkretistischen Friedhof als Vorgänger der ältesten Kirchenbauten hin. Vergleichbare Gräber in der direkten Umgebung lassen auf eine Datierung in die jüngere Merowinger- oder Karolingerzeit schließen. Gesicherte Datierungsanhalte fehlen, da die Gebeine bereits bei der ersten Öffnung der Grablagen in den 1940er Jahren entnommen worden waren und keine datierenden Funde bekannt sind.

Auf dem überarbeiteten Felsen wurde die erste nachgewiesene Kirche angelegt.⁹ Es handelt sich um eine Saalkirche mit leicht trapezförmigem Langhaus von etwa 18,5 m Länge und 9 m Breite im Westen und 8 m im Osten (Farbtafel 1,3). Der zugehörige, gegenüber dem Schiff eingezogene Chor ist nicht mehr sicher zu rekonstruieren, da er beim Bau des Campanile im 11. Jahrhundert vollständig ausgebrochen wurde. In der Region um den Thunersee waren im ausgehenden Früh- und im beginnenden Hochmittelalter insbesondere halbrunde Apsiden üblich.¹⁰ Gesicherte Anhaltspunkte für die Datierung dieser ersten Kirche, die vermutlich von Beginn an dem Heiligen Petrus geweiht war, fehlen. Fischgrätförmige Steinlagen im aufgehenden Verband der beiden Langhauswände und ein durch ¹⁴C-Beprobung in die Zeit um 980 datiertes Holzstück, das vermutlich in Zweitverwendung beim Turmbau ins Mauerwerk einer Schallöffnung gelangte, könnten für eine Entstehung noch im 10. Jahrhundert sprechen (Abb. 7).¹¹ In der Mitte oder zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde die Kirche vollständig erneuert. Der Chor der ältesten Saalkirche wurde abgetragen, um vor dem östlichen Ende der Felsrippe über quadratischem Grundriss den Campanile zu bauen (Farbtafel 1,3). Der ca. 3,4×3,4 m große Turm wurde zwischen 1050 und 1080 auf deutlich tieferem Niveau errichtet.¹² Vermutlich kurze Zeit nach Fertigstellung des Glockenturms wurde auch das Kirchenschiff abgebrochen und über nur unwesentlich erweitertem Grundriss erneuert. Die Mörtel von Kirchenschiff und oberem Turmabschnitt ähneln sich, was an die Ausführung des Baus durch die gleiche Bauequipe denken lässt. In einem Zuge mit dem Langhaus ist der westliche Annex entstanden. Seine Funktion ist nicht sicher zu bestimmen. Am ehesten ist an die Nutzung als Taufkirche zu denken, in der auch die noch nicht getauften sowie die büßenden,



◁ Abb. 7: Fischgrätförmiger Mauerverband in der südlichen Langhauswand der ältesten nachgewiesenen Kirche, wohl des 10./11. Jahrhunderts.

△ Abb. 8: Anstehender Fels in der nördlichen Langhauswand der Saalkirche.

9 Ob eine ältere Kirche, möglicherweise aus Holz, voranging, wissen wir derzeit nicht. Hölzerne Vorgängerkirchen des Frühmittelalters sind im Kanton Bern häufiger belegt (Eggenberger 2011).

10 Eggenberger 2003b; Eggenberger/Ulrich-Bochsler/Frey-Kupper 2009, 24.

11 Im Zweifelsfall eignen sich fischgrätförmige Mauerwerke kaum für sichere Datierungen, sind aber in der Region auch an anderen vor- und frühromanischen Bauten belegt, so etwa in Amsoldingen (Rutishauser 1982, II 34). Zur Dendrodatierung des Holzes siehe Anm. 16.

12 Zu den ¹⁴C-Datierungen siehe Anm. 16.

zeitweise vom Gottesdienst ausgeschlossenen Gemeindeglieder der in der Kirche gelesenen Messe beiwohnen konnten.¹³ Über ein 1,9 m breites, nach Norden aus der Achse verschobenes Rundbogenportal gelangte man von der Vorhalle aus in die Kirche. Der Ostchor wurde vermutlich als letztes Bauteil fertiggestellt. Nachgewiesen ist ein eingezogener, ungewöhnlich flacher Rechteckchor, der ausreichend Platz für den Zugang zum Glockenturm ließ (Farbtafel 1,3).¹⁴ Vor der Reformation gab es am Kirchenschiff und am Chor vermutlich keine größeren Veränderungen, die durch die Bauuntersuchungen zu belegen sind. Korrekturen fanden hingegen wahrscheinlich am Turm statt. So könnte der obere Abschluss im 14. oder 15. Jahrhundert verändert worden sein. Die Baudokumentation der 1940er Jahre zeigt das bis dahin erhaltene jüngere, mit Steinplatten gedeckte Satteldach, das anstelle des obersten Schallgeschosses errichtet worden war. Im gesamten Berner Kantonsgebiet waren bei spätgotischen Kirchtürmen solche Dächer mit der Bezeichnung „Käsissendach“ üblich. Der Umbau könnte aus statischen Gründen notwendig geworden und mit dem Aufzug einer neuen Glocke sowie der Erneuerung des Fugenputzes einhergegangen sein. Die spätgotische Goldswiler Glocke hängt heute im Turm der Nachfolgerkirche in Ringgenberg.

Hinweise zur Nutzung der Kirche im Spätmittelalter liefern zwölf Münzen des 14., 15. und mittleren 16. Jahrhunderts. Die gefundenen Hälblinge, Kreuzer, Halbbatzen, Pfennige, Stebler und Denare zeugen vom regen Handelsaustausch mit benachbarten Regionen, auch über den Alpenhauptkamm hinweg. Belegt sind Prägungen aus Solothurn, Bern, Waldshut, Freiburg im Üechtland, Mailand, Laufenburg und Zürich. Neu im Spätmittelalter entstanden ist sicher das Beinhaus mit der darübergelegenen Frühmesskapelle im nordöstlichen Kirchhofareal. Der Polygonalchor weist vermutlich in das ausgehende 13. oder 14. Jahrhundert. Zeitlich parallel könnte auch das Pfarrhaus im südlichen Hangbereich des Kirchhubels entstanden sein. Eine größere Veränderung am Kirchenbau fand wahrscheinlich erst nach 1528 statt, also nach Einführung der Reformation im Staat Bern.

Entstanden ist damals ein rechteckiger Predigtsaal ohne abgesetzten Chor, dessen Längswände an die Turmecken angebunden wurden (Farbtafel 1,3). Der zugehörige Dachansatz zeichnet sich noch heute an der westlichen Turmseite ab. Der bislang um eine oder mehrere flache Stufen erhöhte Chorraum wurde damals auf das Niveau des Kirchenschiffs abgesenkt. Dabei wurden fast alle älteren Spuren der Vorgängerkirchen zerstört. Neu entstanden ist wohl auch die südlich an den Turm angefügte Sakristei. Diese wurde möglicherweise erst nötig, als das Wohnhaus der reformierten Pfarrer 1564 an den Fuß des Kirchhubels verlegt worden war. Bis 1637 hören wir in den Schriftquellen von Arbeiten am Chor der Kirche, bevor 1671 die ehemalige Pfarrkirche St. Peter aufgehoben und an den neuen Standort in der ehemaligen Burg der Herren von Ringgenberg verlegt wurde.

13 Vorhallen wurden den Kirchen auch vorgelagert, um einen unvermittelten Eintritt in den christlichen Kirchenraum zu vermeiden. Gleichzeitig dienten Vorhallen dem weltlichen und kirchlichen Gericht, es konnten hier auch Verträge und Urkunden ausgestellt werden (Untermann 2009, 77–79).

14 Eine vergleichbare Bauabfolge von einer frühmittelalterlich-vorromanischen Kirche mit Apsis und einer romanischen Kirche mit Rechteckchor findet sich beispielsweise auch in Meiringen (Gutscher 2008, 139–142). Im Kanton Bern und in anderen Regionen der Schweiz finden sich bereits im Frühmittelalter Kirchen mit Rechteckchor (Eggenberger 2003b; Eggenberger/Gutscher/Boschetti 2002; Sennhauser 1979, 138). Tendenziell sind Rechteckchöre bei Pfarrkirchen aber jünger und vor allem für das 12. bis 14. Jahrhundert belegt (Eggenberger 2003b, 359f.).

Baubeschreibung des Campanile

2016 gelang der sichere Nachweis, dass der Glockenturm der Kirchenruine Goldswil tatsächlich in Form eines Campanile eine Zeitlang freigestanden hat, bevor der Ostchor an die Turmwände angebunden wurde. Heute präsentiert sich der quadratische Glockenturm wieder in der Form, wie er im 11. Jahrhundert konzipiert worden war. Allerdings fehlen heute das oberste, sechste Geschoss und das anzunehmende pyramidenförmige Steindach. Seine jetzige Höhe beträgt rund 16 m, es ist von einer ehemaligen Gesamthöhe von knapp 20 m auszugehen. Der Zugang des Turms liegt auf der Westseite und führt schräg in das Turminnere, wohl um auch nach dem Bau der Chorwand bequem in den Turm gelangen zu können. Das Bodenniveau liegt deutlich tiefer als in der angrenzenden Kirche und im zugehörigen Chorraum. Ursache hierfür ist wie erwähnt die stark reliefierte Topographie der Hügelkuppe.



Abb. 9: Südansicht des Campanile mit Teilen der Kirchenruine St. Peter nach der Sanierung 2016.

Geprägt ist der Turm von einer bewussten gestalterischen Steigerung und einer Zunahme der Wandöffnungen von den unteren zu den oberen Geschossen (Abb. 9). Die beiden unteren Geschosse sind bis auf in der Wandfläche sitzende Gesimsstücke und zwei Lichtschlitze schmucklos. Das dritte Geschoss weist auf allen vier Seiten von Rundbogenfriesen abgeschlossene, flache Blenden auf, die auf Gesimsen aufsetzen, darin ist jeweils mittig ein senkrechter Lichtschlitz zu finden, deren unterschiedliche Höhe auf einen nach links gewendeten Ausgang im Turminneren hindeutet. Die zugehörigen Geschossböden waren auf den an allen vier Seiten sauber ausgearbeiteten Mauerrücksprüngen aufgelegt. Das vierte, etwas niedrigere Geschoss zeigt die gleichen Blendfelder, darin Biforien mit vierkantigen Tuffpfeilern und Sattelkämpfern, die teils mit Tierdarstellungen, wie beispielsweise einer Schlange oder einem Hasen, verziert sind. Nur auf der Ostseite wird eine Rundsäule aus Tuff als Gliederungselement verwendet. Auch die Schallöffnungen werden an ihrer Unterkante durch abgeschrägte Tuffgesimse akzentuiert. Die schräg nach unten weisenden



Abb. 10: Auf der Südseite des Campanile zwischen den Blendbögen des oberen Schallgeschosses eingefügte romanische Maskenzier.

15 Descoeurdes 1994.

16 Drei runde Gerüsthölzer von jeweils ca. 10 cm Durchmesser ergaben folgende kalibrierte ¹⁴C-Daten (Labor für Ionenstrahlphysik der ETH Zürich): Probe 1: Pos-Nr. 172, Ostseite, unterstes Geschoss, 68,2% probability (1021 [42,9%] 1045calAD, 1099 [22,9%] 1120calAD, 1143 [2,5%] 1146calAD) und 95,4% probability (1016 [50,3%] 1051calAD, 1083 [35,9%] 1127calAD, 1136 [9,2%] 1152calAD). Probe 2: Pos-Nr. 138, Südseite, zweites Geschoss, 68,2% probability (1022 [35,0%] 1045calAD, 1095 [28,4%] 1120calAD, 1142 [4,7%] 1147calAD) und 95,4% probability (1019 [40,7%] 1052calAD, 1081 [54,7%] 1153calAD). Probe 3: Streufund Turmfassade, geborgen von Bauleuten ohne konkrete Lagebezeichnung, 68% probability (1019 [52,2%] 1043calAD, 1105 [16,0%] 1119calAD), 95,4% probability (1015 [57,5%] 1050calAD, 1083 [30,4%] 1127, 1136 [7,4%] 1152calAD). Eine Zweitverwendung als Altholz ist letztlich bei allen drei Hölzern zwar nicht auszuschließen, aber bei Stangenholz eher unwahrscheinlich. Die ermittelten Daten zu den Proben dürften zudem nahe an das Fälldatum der Hölzer heranreichen, da es sich gemäß der Abdrücke im Mauerwerk um Ast- oder dünnes Stammholz handeln muss. Ein viertes Holz wurde in der Südwand des Turms tief im Mauerwerk, quer eingebaut, gefunden und mittels ¹⁴C-Untersuchung datiert. Die Daten weichen deutlich von den übrigen ab und datieren rund 100 Jahre älter. Nach Aussage des Ausgräbers M. Leibundgut dürfte es sich in diesem Fall tatsächlich um Altholz handeln: Pos-Nr. 163, untere Schallöffnung Pos-Nr. 30 in Südwand des Turms, 68,2% probability (889 [16,5%] 902calAD, 920 [51,7%] 962calAD), 95,4% probability (779 [1,5%] 789calAD, 871 [93,9%] 980calAD).

Vergleichsbeispiele im Berner Oberland

17 Eggenberger/Ulrich-Bochsler 1994.

18 Auf bestehende Datierungsprobleme der Dendrochronologie im alpinen und voralpinen Raum, insbe-

Flächen sind hier mit rankenförmigen Ornamenten verziert. Wegen der starken Verwitterung sind die Motive, darunter vielleicht auch Tierfiguren, kaum noch lesbar. In einem Arkadenzwickel auf der Südseite ist eine Kopfkonsolle aus Tuffstein eingefügt (Abb. 10). Das gleich gestaltete fünfte Geschoss ist zu jeder Seite in Triforien geöffnet.

Das sechste Geschoss fehlt. Anhand der in den 1940er Jahren in den Giebelwänden dokumentierten Spolien ist hier ein etwas breiteres Triforium in einer Wandblende zu rekonstruieren (Abb. 2). Diese Gliederung hat man bei der aktuellen Restaurierung 2015 einige Steinlagen hoch angelegt, jedoch nicht in ganzer Höhe wiederhergestellt.

Als figürliche Bauskulptur übernimmt im obersten Geschoss an der Ostseite ein Atlant mit über den Kopf gestreckten Händen die Funktion eines Triforiumpfeilers (Abb. 4). Eine zweite, sehr ähnlich gestaltete, aber etwas größere Skulptur stammt von der Ostseite des abgebrochenen Obergeschosses (Abb. 5). Wie in der romanischen Bauplastik üblich, dürfte den beiden Gestalten eine allgemein apotropäische Bedeutung zukommen. Die blockhaften, dreiseitig ausgearbeiteten Figuren wirken sehr ungenau und unterstreichen dadurch mit Nachdruck, dass keine als Bildhauer ausgebildeten Handwerker am Bau tätig waren.

Anhand der technischen Merkmale lassen sich mindestens zwei Bauetappen unterscheiden. So zeichnet sich der ungegliederte Turmschaft in den beiden unteren Geschossen durch sehr präzises Mauerwerk mit lagenweise versetzten Kleinquadern aus. Der Mörtel unterscheidet sich deutlich von dem der Obergeschosse. Auch diese sind in Kleinquaderwerk, ebenfalls Goldswiler Kalkstein, aufgeführt. Sie sind durch Hausteinglieder akzentuiert, für die Kalk- oder Quelltuff aus der Umgebung verwendet wurde, wahrscheinlich weil das weichere und feinkörnigere Material leichter zu bauplastischem Schmuck zu verarbeiten war. Das äußere Erscheinungsbild des Turms war ursprünglich durch Pietra-rasa-Putz vereinheitlicht, in dem die Quader durch Kellenstrich betont waren. Eine Rotfassung der Fugen und Gewände ist stellenweise im Befund nachgewiesen (Farbtafel 1,2). Sie gehört vermutlich zu einer spätmittelalterlichen Reparatur der oberen Turmabschnitte. Da eine vergleichbare Fassung auch an den Tuffgewänden der Schallöffnungen gefunden wurde und solche Zierformen bereits im Kirchenbau des 11. Jahrhunderts in der Region nachgewiesen sind, so etwa an der Kirchenruine des Cluniazenserklusters von Rüeggisberg,¹⁵ ist auch eine ursprünglich rote Fassung der oberen Geschosse denkbar.

Entlang aller vier Turmkanten belegen schräg in das Mauerwerk eingelassene runde Rüstlöcher die Verwendung einfacher Auslegergerüste. Die Gerüstlagen waren im Abstand von etwa 1,2 bis 1,5 m übereinander angeordnet. Drei der bündig in das Mauerwerk eingelassenen Gerüsthölzer waren in Resten erhalten. Radiocarbonatierungen zu den Holzresten lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit erwarten, dass der Turm in der Zeit zwischen 1050 und 1080 entstanden ist.¹⁶

In der Region des Berner Oberlandes bietet der Turm der im Raum Thun gelegenen Kirche von Steffisburg (Abb. 11) eine in der Gliederung sehr ähnliche Parallele zum Campanile von Goldswil. Nach den Grabungsergebnissen von 1980 und 1982 wurde der Turm nachträglich an die südliche Seitenapsis eines bestehenden Kirchenbaus angefügt. Als älteste Vorgänger sind zwei hölzerne Kirchenbauten, wohl des 7./8. Jahrhunderts, belegt. Diesen folgte als Anlage II ein einfacher Saalbau mit Rechteckchor, der in das 9./10. Jahrhundert datiert wird. Im 11. Jahrhundert wurde dieser Bau zu einer dreischiffigen Pfeilerbasilika mit drei halbrunden Apsiden erweitert. Im Unterschied zu den zeitgleichen Kirchenbauten im angrenzenden Königreich Hochburgund besitzt die Steffisburger Kirche, wie auch die benachbarten Thunerseekirchen von Amsoldingen, Spiez und Wimmis, kein Querhaus.¹⁷



Abb. 11: Ostchor der Kirche von Steffisburg mit dem vermutlich romanischen Glockenturm 2012.

Aufgrund von Dendrodaten zu Bauhölzern wird der in Form eines Campanile angefügte Glockenturm bislang in die Zeit um 1319 datiert. Eine Entstehung des Turms im ausgehenden 11. oder 12. Jahrhundert ist aber eher anzunehmen.¹⁸ Wie in Goldswil sind auch in Steffisburg ursprünglich ein weiteres Schallgeschoss und ein Pyramidendach zu erwarten. Dieses oberste Geschoss wird von Peter Eggenberger analog zu Goldswil mit Trifo-

sondere bei Fichten und Tannen, wurde der Verfasser von M. Bolliger, Leiter der Dendrochronologie im Archäologischen Dienst des Kantons Bern, im Zusammenhang mit dem Aufbau neuer Regional- und Mittelkurven in der Region freundlicherweise aufmerksam gemacht. Eine Überprüfung der Daten von Steffisburg hat aber noch nicht stattgefunden.



Abb. 12: Kirche von Brienz mit dem an der Nordseite angefügten, wohl romanischen Campanile.

rien rekonstruiert. In nachreformatorischer Zeit erfolgte auch in Steffisburg eine vollständige Erneuerung der Kirche als Predigtsaal, nur der Turm der Vorgängerkirche blieb wie in Goldswil erhalten.¹⁹

Geographisch näher gelegen sind die Glockentürme der Kirchen von Brienz und Meiringen. Beide Kirchengründungen reichen in vorromanische Zeit zurück. Für die Kirche von Meiringen ist dies auch archäologisch belegt.²⁰

Der schlichte, in den oberen drei Geschossen mit Schallöffnungen ausgestattete Turm der Kirche von Brienz steht an der Nordostecke zwischen Seitenchor und Langhaus (Abb. 12). Zur Bauabfolge der Kirche in Brienz fehlen bislang verlässliche Grundlagen. Anhand der Ergebnisse von Altgrabungen wird auf eine Saalkirche mit halbrunder Apsis als Ursprungsbau geschlossen. Der Turm wurde zeitgleich oder nachträglich an der nördlichen Chorschulter errichtet. Eine jüngere Entstehung im 12. oder frühen 13. Jahrhundert ist denkbar. Insbesondere fehlende Blendbogen- und Lisenengliederungen sprechen für eine spätere Errichtung als in Goldswil.²¹ Gleiches gilt für den südlich von der Kirche abgerückten Turm von Meiringen, der ebenfalls deutlich schlichter gestaltet ist als in Goldswil. Für den erstaunlich großen und geräumigen Campanile wird neben der Funktion als Glockenturm eine Nutzung als adeliger Wohnbau erwogen. Die oberen drei Geschosse sind jeweils mit einfachen Triforien ausgestattet. Von unten nach oben verjüngt sich der Turm in zwei Abstufungen. Wegen starker Aufschüttungen infolge von Murgängen liegen die unteren Geschosse heute unter dem Gelände verborgen; auch die zugehörige, bis mindestens in das 9. Jahrhundert zurückzufolgende Kirche liegt mehrere Meter tief unterhalb des heutigen Terrains.²²

Überregionale Vergleichsbeispiele

Im Folgenden werden einige Vergleichsbeispiele für Glockentürme aus weiter entfernten Regionen des alpinen und voralpinen Raums vorgestellt. Sie alle sind dem oberitalienischen Bautyp des Campanile entlehnt und weisen enge Parallelen zum Baubestand in Goldswil auf. Errichtet wurden sie in der Zeit zwischen um 1000 und dem frühen 12. Jahrhundert.

Erstaunlich ähnliche frühe Glockentürme mit deutlichen oberitalienischen Bezügen finden sich in einigen Pyrenäentälern Kataloniens, insbesondere im Bohí-Tal. Auch sie sind häufig an ältere frühmittelalterliche Kirchenbauten angefügt worden.²³ Zu nennen ist insbesondere die Pfarrkirche Santa Eulalia in Erill La Vall aus der Zeit um 1120. Der dortige sechsstöckige Glockenturm ist im Stil eines Campanile an die nördliche Außenseite der Kirche herangerückt. Seine oberen fünf Geschosse sind mit Ecklisenen, markanten Blendbogenfriesen und hohen Biforien mit langen Säulen und gestuften Kämpfern gestaltet. Damit zeigt er eine enge Verwandtschaft mit unserem Goldswiler Turm, wenngleich er einige Jahrzehnte später entstanden sein dürfte.²⁴ Ganz ähnlich gestaltet ist der sechsstöckige Campanile der Pfarrkirche San Clemente in Taüll, der 1123 geweiht wurde. Auch dieser zeigt durchlaufende Ecklisenen und ausgeprägte Blendbogenfriese über allen Schallgeschossen. Über die oberen fünf Geschosse hinweg öffnen Bi- und Triforien als Schallöffnungen die Wandflächen. Abgeschlossen wird der Turm durch ein spitz ausgeführtes Pyramidendach. Sowohl in Erill La Vall als auch in Taüll werden lombardische Bautrupps als Vermittler der Bauidee und Bauformen angenommen.²⁵

Im Gebiet des ehemaligen Königreichs Burgund sind ebenfalls einige Beispiele zu finden, die enge Analogien zum Turm in Goldswil aufweisen. Wie in Katalonien sind sie häufig in Gebirgstälern in der Nähe von Alpenpässen anzutreffen. So ist etwa auf den Glockenturm der frühmittelalterlichen Abteikirche von St.-Maurice zu verweisen. Dieser war im 11. Jahrhundert im Zuge der Erweiterung der frühmittelalterlichen Kirche im Osten angefügt worden.²⁶ Zwei weitere frühe Glockentürme haben sich im Val D'Entremont im heutigen Kanton Wallis erhalten. Sie befinden sich auf dem Weg zum Großen St.-Bernhard. Der eine Turm wurde um 1000 an

19 Eggenberger/Ulrich-Bochsler 1994, 62f.

20 Die St. Michaelskirche von Meiringen 1998, 19.

21 Perren/Wyder 1996, 9–13.

22 Die St. Michaelskirche von Meiringen 1998, 19.

23 Für die freundlichen Hinweise zum Einfluss der lombardischen Baukunst in Katalonien und interessante Diskussionen zum Thema danke ich herzlich Vincenz Oppliger, Sigriswil-Merligen.

24 Schomann 1996, 127f.

25 Ebenda, 288–290.

26 Meier 1996, 268f.; Kaiser 1998, 2–7. Zu den aktuellen Untersuchungen in St.-Maurice siehe auch Andenmatten/Ripart/Mariaux 2015 (freundlicher Hinweis von A. Baeriswyl, Bern).

der Kirche von Bourg-Saint Pierre errichtet, der andere steht heute neben der neugotischen Kirche von Orsières.²⁷

Für das Tessin ist an den Glockenturm in Giornico zu erinnern, der an die Nordostecke der ehemaligen Klosterkirche San Nicolao angefügt wurde. Seine Schallgeschosse sind etwas schlichter gehalten als beim Goldswiler Turm. Der für das Tessin bedeutendste romanische Kirchenbau steht wie die genannten Beispiele im Wallis in engem Zusammenhang mit einem alten Passweg.²⁸ Noch enger verwandt erscheint der in den ambrosianischen Tälern gelegene Glockenturm der dreischiffigen Kirche San Pietro in Biasca, der aus der Zeit um 1100 stammen soll.²⁹

Dass lombardisch beeinflusste Glockentürme insbesondere im Umfeld alpiner Passwege anzutreffen sind, belegen auch die erhaltenen Beispiele im Südtiroler Vinschgau, so etwa die frühromanischen Türme der Kirchen St. Karpophorus in Latsch, St. Metardus in Tarsch (um 1094d) und St. Benedikt in Mals.³⁰

Am Ende des Beitrags soll der regionale und überregionale Kontext der Gründung der Kirche von Goldswil im 10. Jahrhundert und ihres Campanile im 11. Jahrhundert diskutiert werden. Hierbei ergeben sich interessante Hypothesen zum herrschaftsgeschichtlichen Umfeld und zur Bedeutung der Region für den alpenüberschreitenden Verkehr.

Die Besitzverteilung der unter ottonischem Einfluss stehenden elsässischen Klöster Selz und Straßburg-Ettenheim zeigt für das 10. und 11. Jahrhundert im Aareraum Auffälligkeiten, die nach einer Erklärung verlangen. Solcher Klosterbesitz ist im Oberaargau und im Emmental, aber auch im Niderrimental und an Thuner- und Brienersee nachzuweisen. Davon deutlich zu trennen ist der in derselben Zeit unter königlich-burgundischem Einfluss stehende und größtenteils dem Kloster St.-Maurice zugeordnete Besitz. Dieser liegt nordwestlich des Thunersees und konzentriert sich im Raum Bern und am Bielersee.³¹ Die Besitzverteilung könnte Wegrouten des Heiligen Römischen Reichs zwischen dem Rheingebiet und Oberitalien sichtbar werden lassen, die über den Oberaargau und das Emmental in den Raum Thun-Meiringen und in das Simmental führten und von dort aus weiter über gut begehbare Alpenübergänge, wie den Brünig-, Grimsel und den Rawilpass, nach Italien weisen.³² Die verkehrstopographische Bedeutung des Aareraums mit seinen voralpinen Seen und den Passagen über die Alpen wird bislang von der Forschung für die Zeit vor dem Spätmittelalter, abgesehen von den Verkehrswegen römischer Zeit, kaum beachtet.³³ Der im 11. Jahrhundert errichtete Turm von Goldswil, die schon in römischer und frühmittelalterlicher Zeit intensiv genutzte Landschaft des Bödels um Unterseen, aber auch des Talraums von Meiringen³⁴ sowie die bis in das frühe Mittelalter zurückreichenden Funde vom Thuner Schlossberg³⁵ und die frühmittelalterlichen Kirchen rund um den Thunersee,³⁶ weisen in eine andere Richtung. Vermutlich war der Raum bereits in karolingisch-ottonischer und salischer Zeit von erheblichem Interesse, um Zugang zu geeigneten Alpenübergängen, wie etwa der Grimselroute, zu bekommen, aber auch um die Pässe im Simmental nutzen zu können. Die bis 1220 schwer zu begehende Gotthardroute stand vermutlich noch im Schatten dieser Wegeverbindungen, bot der Brünigpass³⁷ doch auch einen bequemen Zugang von der Zentralschweiz in den Aareraum um Meiringen und damit zur Grimselroute und ins Simmental,³⁸ aber auch zu den Pilger Routen in die Westschweiz.³⁹

Die frühe Bedeutung des Aareraums an Thuner- und Brienersee wird durch die frühalemannischen Ortsnamen mit Endungen auf „-ingen“ oder „-igen“ unterstrichen. Der Ortsname Goldswil ist einer etwas jüngeren Namensschicht in der Schweiz zuzuordnen, die von sprachgeschichtlicher Seite in den Zeitraum zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert datiert wird.⁴⁰ Zusammen mit dem für das 10. und 11. Jahrhundert durch Schriftquellen an den Seen und im Simmental belegten kaiserlich-ottonischen

27 Meier 1996, 293 f.

28 Ebenda, 142.

29 Ebenda, 151 f.

30 Nothdurfter 2003b, 321–328.

31 Stettler 1964, 146, Karte V. Dieser Einfluss des fränkisch-deutschen Reichs auf den Oberaargau und den oberen Aareraum an Thuner- und Brienersee sowie im Simmental basiert auf der Heirat der Burgundertochter Adelheid mit Kaiser Otto I. und die damit geknüpften engen Familienbande zwischen der ottonischen Kaiserfamilie und den burgundischen Welfen. Diese Situation reicht also weit vor 1033 und damit vor die endgültige Eingliederung Hochburgunds in das Reichsgebiet zurück (Hahnloser 1950; Stettler 1964, 166 und 171; Rutishauser 1982, 41). Die burgundischen Welfen ihrerseits können auf verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Haus der Karolinger verweisen (Stettler 1964, 170).

Verkehr und Herrschaft

32 Gestützt werden diese Annahmen durch historische Beobachtungen der ehrenamtlichen Mitarbeiter des Archäologischen Dienstes, Samuel Widmer, Jonas Glanzmann und Rolf Peter Tanner, zu frühen Wegrouten und zugehörigen Kirchengründungen und Burgen. Ihnen verdanke ich wichtige Hinweise zu bislang weitgehend unveröffentlichten Ergebnissen ihrer Forschungen im Raum Meiringen, im Emmental und im Oberaargau (siehe auch Tanner 2000; ders. 2008; Widmer a; ders. b). Die Thesen von Tanner zu einer frühen Gotthardroute sind aber kritisch zu sehen. Seine Ergebnisse zum Oberaargau fügen sich hingegen gut in das hier skizzierte Routennetz ein.

33 Bolliger/Rütte 2003; Andres 2016, 58.

34 Der Ortsname weist auf eine frühalemannische Siedlungsgründung im 5./6. Jahrhundert hin (Sonderegger 1979, 85–88; Burri 2003, 80). Die Kirchengründung erfolgte spätestens im 9. Jahrhundert (Gutscher 2008, 139).

35 Herrmann/Büchi/Gubler 2015.

36 Unter anderem die Kirchen von Amsoldingen, Einigen, Frutigen, Hilterfingen, Leissigen, Thun-Scherzigen, Spiez und Wimmis. In der sogenannten Strättlinger Chronik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts sind zwölf Thunerseekirchen erwähnt, die von Rudolf II., König von Hochburgund (911–937), und seiner Gemahlin Berta gestiftet worden sein sollen. Archäologisch bestätigt sind die oben angeführten frühmittelalterlichen Gründungen (Rutishauser 1982, II 38; Eggenberger 2003a). Hinzu kommt die Kirche von Steffisburg Eggenberger/Ulrich-Bochsler 1994, 12 und 18–20). Für Thun-Scherzigen wird eine Gründung um 500 in direkter Anknüpfung an ein spätantikes Mausoleum erwogen (Gutscher 1993; ders. 1994, 526–536; Dähler 2004, 9–11).

37 Möglich wäre zusätzlich eine Route über Engelberg und den Jochpass nach Innertkirchen (Andres 2016, 44–46).

38 Tanner 2000, 161 f.; Andres 2016, 42–50. Für viele wichtige Hinweise und Anregungen zur mittelalterlichen Bedeutung des Italienhandels und Säumerwesens über Brünig-, Grimsel- und Griespass danke ich herzlich Samuel J. Widmer, Meiringen, der mir seine unveröffentlichten Manuskripte zu diesem Thema zur Verfügung gestellt hat (Widmer a; ders. b). Tanner vermutet neben der Grimselroute eine vor das 13. Jahrhundert zurückreichende intensive Nutzung der Gotthard-Route (Tanner 2000, Anm. 40; ders. 2008).

39 Vischer/Schenker/Dellsperger 1994, 63 f.

40 Sonderegger 1979, 85–88; Burri 2003, 81.

Einfluss und dem Besitz der von ihnen abhängigen elsässischen Klöster Selz und Straßburg-Ettenheim wird wie oben bereits angedeutet aus Sicht des Verfassers das Interesse des Reichs an den Passrouten deutlich.⁴¹ Der Aareraum mit den daran angeschlossenen Passrouten dürfte folglich nicht nur zur Bronzezeit, wie dies beispielsweise der Fund vom Schnidejoch belegt,⁴² oder zur Römerzeit beachtliche Bedeutung besessen haben. Auch im frühen und hohen Mittelalter nutzte man die inneralpinen Säumerwege für den überregionalen Austausch von Waren, Ideen und Informationen. Letztlich spielten die Routen damit auch eine wichtige Rolle als Kommunikationslinien früher Globalisierungsprozesse.

Resümee Der Turm der Kirchenruine von Ringgenberg oberhalb des Bödels zwischen Thuner- und Brienersee ist bis heute eine markante Landmarke im Berner Oberland. Bedeutung besaß der Turm von Goldswil wohl nicht alleine als Glockenturm der zugehörigen Pfarrkirche, sondern vielmehr auch als Symbol der weltlichen Macht seiner adeligen Erbauer. Neben dem Goldswiler Turm finden sich insbesondere im Oberland zahlreiche weitere charakteristische Beispiele für den intensiven oberitalienischen Einfluss auf die heimische Kirchenbaukunst seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert, meist sind es entsprechend gestaltete Chöre. Der reich verzierte Glockenturm von Goldswil steht im Kanton Bern als frühes Beispiel des italienischen Bautyps Campanile weitgehend singulär da. Wie für Globalisierungsvorgänge allgemein kennzeichnend, fällt es schwer, die Richtung der jeweiligen Einflüsse sicher zu bestimmen. Es waren Wanderhandwerker – seien sie nun italienischer, deutscher oder burgundischer Herkunft –, die ihre Fertigkeiten im Baubetrieb und den ihre Baukunst prägenden Formenschatz damals im Sinn eines globalen Austauschs und einer überregional wirksamen Mode in weiten Teilen Mitteleuropas vermittelten. Neben den lokalen Adeligen, die teils in engem Verhältnis zum fränkisch-deutschen Reich standen, waren es wohl auch Cluniazensermönche, die von Burgund aus im Aaregebiet des heutigen Kantons Bern solche Handwerkskontakte in ihren Prioraten maßgeblich förderten.⁴³ Das Beispiel von Goldswil im Berner Oberland zeigt einmal mehr, wie schwer es ist, frühe Globalisierungssphänomene in der mittelalterlichen Baukunst mithilfe archäologischer, bau- und kunsthistorischer Methoden sicher zu beschreiben sowie die Wege und die Richtung der Einflüsse konkret zu bestimmen.

Der Glockenturm in Goldswil ist ein Denkmal der Globalisierung. Er steht an einem Ort, an dem sich Fernstraßen kreuzten, sich Menschen aus unterschiedlichen Regionen begegneten und an dem sich durch Verkehr und Handel Wohlstand akkumulierte. Dort leistete man sich – erstmals in der Region – einen freistehenden Turm nach italienischem Vorbild, der in den damals aktuellen Formen der internationalen Hochromanik gestaltet wurde.

41 Stettler 1964, 141–168 mit Karte V.

42 Hafner 2015.

43 Meier 1996, 17.

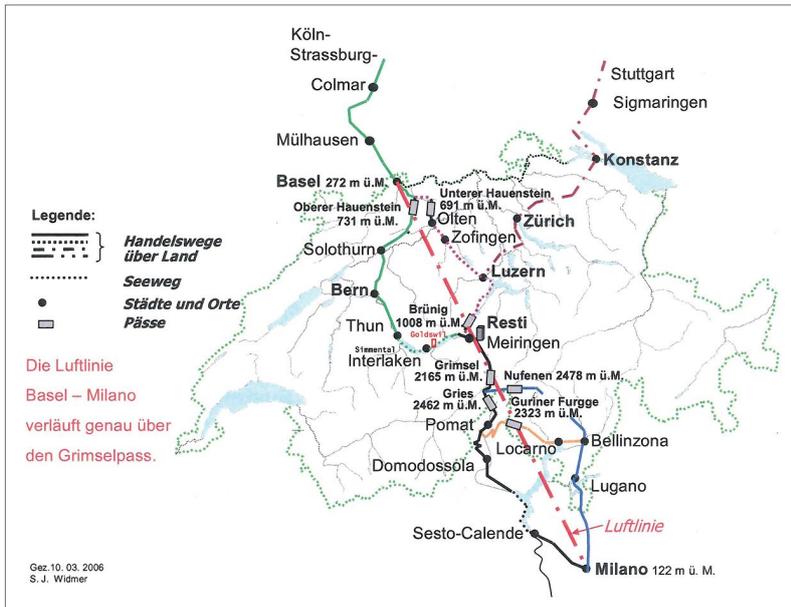
- Andenmatten, Bernard/Ripart, Laurent/Mariaux, Pierre-Alain (Hrsg.): *L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune 515–2015*, 2 Bände. Gollion 2015.
- Andres, Brigitte: *Alpine Wüstungen im Berner Oberland. Ein archäologischer Blick auf die historische Alpwirtschaft in der Region Oberhasli* (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 42). Basel 2016.
- Baeriswyl, Armand: *Zweimal gegründet? Das Chorherren- und Chorfrauenstift Unserer Lieben Frau von Interlaken im Berner Oberland*; in: *Gründung im archäologischen Befund* (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27). Paderborn 2014, 191–200.
- Bolliger, Sabine/Rütte, Hans von: *Vielfältige Berner Verkehrsgeschichte. Von den Anfängen bis zum Ausbau des Hauptstrassennetzes*; in: *Historische Verkehrswege im Kanton Bern BE. Eine Publikation zum Inventar historischer Verkehrswege IVS*. Bern 2003, 8–20.
- Brülisauer, Josef: *Reichsleute und Vogtleute im Haslital. Zur inneren Entwicklung des Landes im Spätmittelalter*; in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 43, 1981, 81–103.
- Brülisauer, Josef: *Oberhasli*; in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 9. Basel 2010, 324.
- Burri, Andreas: *Sprachforschung und Siedlungsgeschichte*; in: *Schwinges* 2003, 77–81.
- Caviezal-Rüegg, Zita: *Die Kirche Kleinhöchstetten* (Schweizerische Kunstführer 592, Serie 60). Bern 1996.
- Dähler, Michael: *Die Kirche Scherzligen Thun* (Schweizerische Kunstführer 761, Serie 77). Bern 2004.
- Descœudres, Geoges: *Rüeggisberg. Kirche des ehemaligen Cluniazenserpriorates. Bauuntersuchungen 1988–1990*; in: *Archäologie im Kanton Bern* 3A, 1994, 243–244.
- Deuchler, Florens: *Ref. Kirche Romainmôtier VD* (Schweizerische Kunstführer 266, Serie 27). ²Basel 1991.
- Dubler, Anne-Marie (2010): *Ringgenberg*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Online-Version vom 20. August 2013 (<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D344.php>).
- Eggenberger, Peter: *Schloss Münchenwiler – ehemaliges Cluniazenserpriorat. Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1986–1990* (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). Bern/Stuttgart/Wien 2000.
- Eggenberger, Peter (2003a): *Die so genannten Thunerseekirchen*; in: *Schwinges* 2003, 355.
- Eggenberger, Peter (2003b): *Der Kirchenbau auf dem Land*; in: *Schwinges* 2003, 350–363.
- Eggenberger, Peter: *Frühmittelalterliche Holzkirchen im Kanton Bern*; in: *Boschetti-Maradi, Adriano u.a. (Hrsg.): Fund-Stücke – Spuren-Suche. Festschrift Georges Descœudres* (Zurich studies in the history of art 17/18). Berlin 2011, 181–197.
- Eggenberger, Peter/Gutscher, Daniel/Boschetti, Adriano: *Entwicklung früher Kirchenbauten in den Kantonen Bern und Waadt im Vergleich*; in: *Senn, Matthias: „Villes et villages, tombes et églises“. La Suisse de l'antiquité tardive et du haut moyen âge* (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59/3). Zürich 2002, 215–228.
- Eggenberger, Peter/Ulrich-Bochsler, Susi: *Steffsburg. Reformierte Pfarrkirche. Die Ergebnisse der archäologischen Forschungen von 1980 und 1982*, Bd. 1 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). Bern 1994.
- Eggenberger, Peter/Ulrich-Bochsler, Susi/Frey-Kupper, Susanne: *Leissigen, Pfarrkirche. Die archäologischen Forschungen von 1973/74*. Bern 2009.
- Eggenberger, Peter/Terrier, Jean: *Kirchen und Klöster*; in: *Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter. Vom Neandertaler bis zur Reformation* (SPM VII. Archäologie der Zeit von 800 bis 1350). Basel 2014, 174–196.
- Gutscher, Daniel: *Thun-Scherzligen. Ein Mausoleum in spätantiker Tradition*; in: *Archäologie der Schweiz* 16, 1993, 82–86.
- Gutscher, Daniel: *Thun, Kirche Scherzligen. Die archäologischen Forschungen im Bereich der ehemaligen Sakristeien und an der Westfassade 1989*; in: *Archäologie im Kanton Bern* 3, 1994, 521–550.
- Gutscher, Daniel: *Die Michaelskirche von Meiringen als archäologischer Zeuge früherer Naturkatastrophen: Reste von acht Vorgängerbauten zugänglich*; in: *Archäologie Bern. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern* 2008, 133–148.
- Hafner, Albert: *Schnidejoch und Lötchenpass. Archäologische Forschungen in den Berner Alpen*, 2 Bände. Bern 2015.
- Haller, Hans: *Die romanische Kirche in Spiez* (Schweizerische Kunstführer 149, Serie 15). Basel 1974.
- Hahnloser, Hans R.: *Cluniazenserpriorat Rüeggisberg BE* (Schweizerische Kunstführer 7, Serie 1). Basel 1950.
- Herrmann, Volker: *Die mittelalterliche Kirchenruine St. Peter auf dem Kirchhubel Goldswil. Jahrbuch Uferschutzverband Thuner- und Brienersee* 2016, 121–154.
- Herrmann, Volker/Büchi, Leta/Gubler, Regula: *Thun, Schloss. Prähistorische und mittelalterliche Siedlungen und Befestigungen auf dem Schlossberg*; in: *Archäologie Bern. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern* 2015, 98–101 (https://www.erz.be.ch/erz/de/index/kultur/archaeologie/publikationen/untersuchungsberichte2.assetref/dam/documents/ERZ/AK/de/Archaeologie/Jb15_Kurzberichte/JB15_KB_Thun_Schloss_Schlossberg.pdf).
- Kaiser, Lothar Emanuel (Hrsg.): *Die Basilika der Abtei Saint-Maurice. Lindenberg* 1998.
- Die St. Michaelskirche von Meiringen*. ²Meiringen 1998.
- Kubach, Hans Erich/Verbeek, Albert: *Romanische Baukunst an Rhein und Maas. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler*, Band 1–3 (Denkmäler deutscher Kunst). Berlin 1976.
- Meier, Hans-Rudolf: *Romanische Schweiz. Würzburg* 1996.
- Nothdurfter, Hans (2003a): *Frühchristliche und frühmittelalterliche Kirchenbauten in Südtirol*; in: *Sennhauser* 2003, 273–290.

- Nothdurfter, Hans (2003b): Katalog der frühchristlichen Kirchenbauten und frühmittelalterlichen Kirchenbauten in Südtirol (C1–C28). Mit Beiträgen von Martin Mittermair; in: Sennhauser 2003, 291–356.
- Oswald, Friedrich/Schäfer, Leo/Sennhauser, Hans Rudolf (Bearb.): Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München 3). München 1966.
- Papajanni, Katarina/Ley, Judith (Hrsg.): Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz. Regensburg 2016.
- Perren, Rudolf/Wyder, Anton: Die Kirche von Brienz. Brienz 1996.
- Rutishauser, Samuel: Kirche Amsoldingen (Schweizerische Kunstführer 296, Serie 30). Bern 1981.
- Rutishauser, Samuel: Amsoldingen, ehemalige Stiftskirche, 2 Bände (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). Bern 1982.
- Schomann, Heinz: Iberische Halbinsel, 1: Portugal und Nordspanien. Darmstadt 1996.
- Schwab, Hanni: Burgunder und Langobarden; in: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, 6: Das Frühmittelalter. Basel 1979, 21–38.
- Schwinges, Rainer Christoph (Hrsg.): Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2003.
- Sennhauser, Hans Rudolf: Kirchen und Klöster; in: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, 6: Das Frühmittelalter. Basel 1979, 133–148.
- Sennhauser, Hans Rudolf (Hrsg.): Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit, Bd. 1 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philologisch-Historische Klasse, Abhandlungen N. F. 123. Schriften der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer). München 2003.
- Sonderegger, Stefan: Die Ortsnamen; in: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz, 6: Das Frühmittelalter. Basel 1979, 75–96.
- Stettler, Bernhard: Studien zur Geschichte des Oberen Aareraums im Früh- und Hochmittelalter (Beiträge zur Thuner Geschichte 2). Thun 1964.
- Sulser, Walther/Heubach, Alfred: Die Restaurierung der romanischen Kirche von Spiez; in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 11, 1950, 150–163.
- Tanner, Rolf Peter: „Um einsam zu sein, schaffen sie sich eine Einöde“. Zur Gründungsphase des Klosters St. Urban; in: Jahrbuch Oberaargau 43, 2000, 154–168.
- Tanner, Rolf Peter: Wegmarken an einem frühmittelalterlichen Gotthardweg? Martinskirchen im Oberaargau; in: Jahrbuch Oberaargau 51, 2008, 173–186.
- Tschumi, Otto: Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz auf Grund der Funde im Historischen Museum Bern. Zusammenfassung der Veröffentlichungen „Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Kanton Bern“ im Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums in Bern, Jg. 1939–1944. Bern 1945.
- Untermann, Matthias: Handbuch der mittelalterlichen Architektur. Darmstadt 2009.
- Vischer, Lukas/Schenker, Lukas/Dellsperger, Rudolf (Hrsg.): Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz. Freiburg, CH/Basel 1994.
- Widmer, Samuel J. (a): Die Säumer auf der Grimsel-Gries-Route. Heimatkundlicher Beitrag für das Haslimuseum Meiringen. Unveröffentlichtes Manuskript, Archiv des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern o. J.
- Widmer, Samuel J. (b): Fernziel Eschental. Die Brünig-Grimsel-Gries-Passroute. Heimatkundlicher Beitrag für das Haslimuseum Meiringen. Unveröffentlichtes Manuskript, Archiv des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern o. J.

Abbildungsnachweis

- Abbildung 1 und 9: Drohnenfoto J. C. Plattner, Adliswil
- Abbildung 2: V. Herrmann, Graphik: D. Wulf, beide Archäologischer Dienst des Kantons Bern
- Abbildung 3 und 5: M. Hesse, Kantonale Denkmalpflege Bern
- Abbildung 4 und 10: M. Leibundgut, Archäologischer Dienst des Kantons Bern
- Abbildung 6–8 und Farbtafel 1,2: R. Ehrensperger, Archäologischer Dienst des Kantons Bern
- Abbildung 11: V. Herrmann, Archäologischer Dienst des Kantons Bern
- Abbildung 12: D. Breu, Archäologischer Dienst des Kantons Bern
- Farbtafel 1,1: S. J. Widmer, Meiringen, 10. März 2006, mit Einträgen V. Herrmann
- Farbtafel 1,3: V. Herrmann, Graphik: Marc Müller, beide Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Volker Herrmann: Einfluss lombardischer Bauhütten im Berner Oberland am Beispiel der früh- und hochmittelalterlichen Kirchenruine von Ringgenberg-Goldswil



1: Karte mit Rekonstruktion möglicher mittelalterlicher Wegerouten.

2: Pietra-rasa-Putz mit rot gefasstem Fugenstrich an der Nordseite des Goldswiler Glockenturms nach der Sanierung 2015.

3: Rekonstruktionsvorschlag zur Grundrissentwicklung der Kirche St. Peter auf dem Kirchhubel Goldswil.

